

Katharina Kienzl

Entstehung, Verdammnis, Resurrektion – über den jetzigen Umgang mit ‚brutalistischen Bauten‘

Ein Bericht zur Buchpräsentation *Brutalismus in Österreich 1960–1980 – Eine Architekturtopografie der Spätmoderne in 9 Perspektiven*, herausgegeben von Albert Kirchengast und Johann Gallis, Böhlau Verlag Wien am 19.01.2023 am Arbeitsbereich Baugeschichte und Denkmalpflege (bg+d) der Universität Innsbruck.

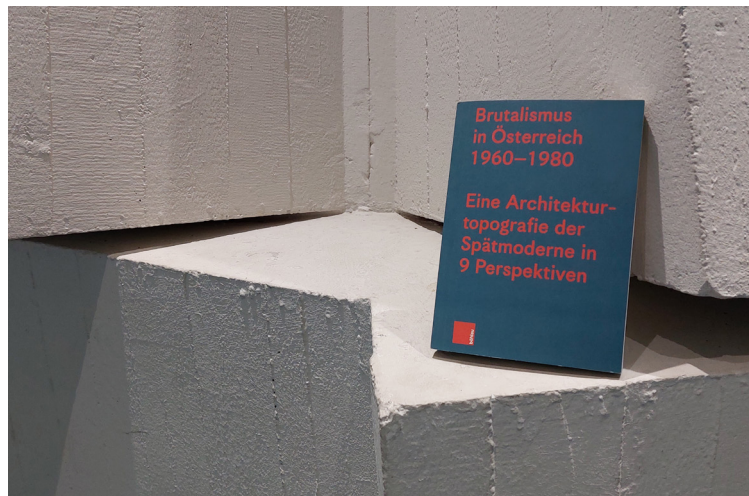


Abb. 1. Einband des Buches *Brutalismus in Österreich 1960–1980 – Eine Architekturtopografie der Spätmoderne in 9 Perspektiven*, herausgegeben von Albert Kirchengast und Johann Gallis, Böhlau Verlag Wien

Am 19. Januar folgten die Herausgeber Johann Gallis und Albert Kirchengast einer Einladung vom Arbeitsbereich Baugeschichte und Denkmalpflege der Universität Innsbruck, um dort ihr Ende des vergangenen Jahres erschienenenes Buch *Brutalismus in Österreich 1960–1980 – Eine Architekturtopografie der Spätmoderne in 9 Perspektiven* zu präsentieren. Es war nach Buchpräsentationen in Wien und Graz das erste Mal, dass das Buch an einer Universität vorgestellt wurde. Die Gesprächsrunde mit Hilde Strobl aus dem Archiv für Bau.Kunst.Geschichte in Innsbruck, den Autoren des Beitrages über Tirol Klaus Tragbar und Elmar Kossel sowie Paul Mahringer vom Bundesdenkmalamt in Wien als weitere Teilnehmer: innen, unter der Moderation von Christian Welzbacher aus Berlin und mit einigen interessierten Zuhörer:innen, unterstrich dann, wozu das Buch tatsächlich verfasst wurde und was es sein soll: ein Debattenbeitrag und die Starthilfe für eine relevante Diskussion.

Nach einleitenden Worten von Klaus Tragbar und Christian Welzbacher führten die Herausgeber ein in die Intention der Publikation. Rein auf der gestalterischen Ebene lässt sich festhalten: Große, fette Schriftplanken, die dicht bis an den Blattrand und, wenn möglich, darüber hinaus gehen, querblätterbare Bilderfluten, die raffinierte graphische Gestaltung des Buches generell soll erahnen lassen, dass es ein „rotziges“ Buch sein soll, das sich an ästhetische Prinzipien jener Jahre anlehnt. Es soll keine Kampfschrift sein. Noch weniger verfolgen die Herausgeber das Interesse, im Buch eine bestimmte Stilrichtung zu beschreiben. Eher soll die Publikation als eine Zeitreise aufgefasst werden, bei der erfahren werden soll, wie der Brutalismus als internationales Phänomen auch regional Fuß gefasst hat und wie unterschiedlich zeitgleich an anderen Orten in Österreich gebaut wurde.¹

Der Aufbau des Buches lässt sich einfach beschreiben: eine Abfolge diverser Fallbeispiele, Perspektiven,

die zeigen, dass jedes der neun Bundesländer anders brodelte. Johann Gallis beschrieb als Autor des Landerportraits Burgenland am Beispiel des Kulturzentrum Mattersburg die Sonderstellung dieses Bundeslandes, welches bis zu einer intensiven finanziellen Förderung ab den 1960er Jahren, die auch in den Bausektor floss, keine bauliche Identität genoss. Diese kam erst mit der Aufbruchstimmung in den 1970ern und übergoss die bauliche Landschaft unter anderem mit brutalistischen Strukturen. 2014 war das in die Jahre gekommene Kulturzentrum dem Abriss nahe. Eine initiierte Unterschriftensammlung zur Rettung machte deutlich, dass die Bevölkerung sich mit dem 70er-Jahre Bau durchaus identifiziert und nicht nur das Auge von Fachleuten gesehen hat, dass etwas ins Rollen gebracht werden muss. Die Diskussion um Mattersburg rückte schließlich auch Dank der zeitgleichen Ausstellung *SOS Brutalism* im Deutschen Architekturmuseum (DAM) in Frankfurt am Main, die dann erweitert um eine österreichische Sektion auch im Architekturzentrum Wien (Az W) gezeigt wurde, auf eine internationale Ebene und hat auch anderen Bauten zu berechtigter Rezeption und Akzeptanz verholfen. Es setzte ein Neubewertungsprozess von sogenannten Brutalismusbauten ein, aus dem als Ergebnis auch die Publikation von Gallis und Kirchengast heraus entstand.

Mit einem Aufsatz von Klaus Tragbar und Elmar Kossel gewann das Buch die Tiroler Perspektive dazu. Tragbar und Kossel erläuterten ihren Rechercheprozess, welcher durch ihren Status als „Nicht-Tiroler in Tirol“, anders als bei Gallis im Burgenland, mit neutraler Herangehensweise startete. Der wahrscheinlich etwas polemische Titel „Tirol erwacht“ signalisiert, dass auch die Tiroler in Aufbruchstimmung waren und nicht nur mit dem bedeutenden Ausbau der Verkehrsinfrastruktur, sondern auch durch neue Architektur den „Anschluss an Europa“ anstrebten. Es setzte sich beispielsweise der in den 1950er Jahren noch als unnötig angesehene Bau der Brennerautobahn und Inntalautobahn fort, durch die zweimalige Austragung der Olympischen Winterspiele folgte zudem der Ausbau von Sport- und Tourismusinfrastrukturen. Auch Innsbruck wuchs. Es entstanden Wohnbauten, die neue städtische Maßstäbe brachten. Die neuen Stadtquartiere brauchten gewiss auch Kirchenbauten, welche sogleich die wichtigste Bauaufgabe in Tirol definierten. Unter anderem

initiierte Joseph Lackner Ende der 1950er Jahre, der nach seiner Rückkehr aus der Studienzeit in Wien und Tätigkeiten in verschiedenen Büros in Deutschland, frischen Wind nach Tirol brachte, den Neubeginn des österreichischen Kirchenbaus, welcher in der damaligen Zeit in Tirol ausbrach. Das erste Beispiel dieser Art war der Wettbewerbsentwurf 1957 für eine Pfarrkirche in der Innsbrucker Reichenau, der in abgewandelter Form in der Innsbrucker Kirche Pius X. (1958–1960) von Lackner realisiert wurde. Die zentralisierten Bauten mit überwiegend quadratischen Grundrissen, die die religiöse Gemeinde ins Zentrum rücken, sind damit ein Impuls, der von Tirol ausging. Für eine tiefere Auseinandersetzung mit brutalistischen Bauten in Tirol reicht, laut der Autoren, der vorhandene Fortbestand nicht aus, hier plädieren sie darauf, dass Forschung auf Überlieferung aufbaut.

Die Ursachen für die lückenhafte Überlieferung von Nachlässen schildert in Folge Hilde Strobl, die die Situation in den Archiven als nahezu tragisch empfindet. „Es war schon immer so, dass das Interesse für die uns am nächsten liegende Vergangenheit gering war.“² Vor allem in den 1990er Jahren fehlte es an Wertschätzung für die heterogenen Bauten der 1970er Jahre. Sie hielten scheinbar ihre baulichen Versprechen nicht, weshalb sie bei der Bevölkerung mehr und mehr in Verruf gerieten. Vor allem die Nachfahren wollten vermeiden, dass die Architektur ihrer Väter vorwiegend mit dem schlechten Ruf der Bauten assoziiert wurde. Die Architekten jener realisierten Gebäude sahen deshalb oft nicht die Notwendigkeit, Planmaterial aufzubewahren. Die nachträgliche Wertschätzung konnten sie nicht voraussehen. Zudem ergab der Umschwung in den Architekturbüros vom analogen Arbeiten ins Digitale, der hauptsächlich in den 1990er Jahren passierte, einen Verlust an Planmaterial, durch den sich das Leck in den Sammlungen auch nicht verschmälerte. Einen weiteren Grund für den raren Uberlieferungszustand sieht Hilde Strobl darin, dass die Archive chronologisch arbeiten und sich schließlich noch nicht in die Zeit der 1970er Jahre und ihrer Nachlässe durchringen konnten bzw. dass die betreffenden Nachlässe noch nicht für eine Archivierung verfügbar sind. Umso mehr freut sie sich, dass die Auseinandersetzung mit den brutalistischen Bauten vor allem auch bei Studierenden immer populärer wird. Je mehr die jüngere Generation in Kontakt mit

den 1970er Jahren, ihren Konstruktionen und Bauweisen komme, umso nachvollziehbarer würde für sie der sensible Umgang mit den Bauwerken, den sich Strobl auch von der Denkmalpflege wünscht, die auf die Arbeit der Archive, der Betreuung und Aufarbeitung des Planmaterials angewiesen sei.

Das Denkmalamt, bei der Buchvorstellung vertreten durch Paul Mahringer vom Bundesdenkmalamt in Wien und im Publikum durch Walter Hauser, den Landeskonservator von Tirol, zählt im Umgang mit den brutalistischen Sorgenkindern auf die Zusammenarbeit mit den Archiven. Für die Rettung dieser Gebäude, auf die wegen ihres Alters bzw. ihres baulichen Zustandes ein enormer Druck lastete, brauche es eine funktionierende Vernetzung zwischen Forschung, Fachmeinung und der breiten Öffentlichkeit. Dabei unterstreicht Mahringer, dass gerade die öffentliche Wahrnehmung und Bewertung der Bauten und damit auch die gesellschaftliche Zustimmung den Diskurs um die Erhaltung komplex mache. Aufgabe der Forschung sei es, mit der Aufarbeitung des Planbestandes einen Überblick zu verschaffen, was noch da ist, was die Highlights seien. Die Wertmesser ändern sich hierbei ständig. Weil Symbolbauten und Ikonen aufgrund von Nachlässigkeit und Fehleinschätzungen oft abgerissen oder entstellend umgebaut wurden, rückten viele aktuelle Akteure erst jetzt ins Rampenlicht. Doch wie viele dieser Akteure braucht die österreichische Baulandschaft heute überhaupt noch? Die Kriterien für den Erhalt und den Umgang müssen in der Denkmalpflege hier objektiv bleiben. Beispielsweise kann auch eine aktive Nutzung zum Nachteil für einen Bau werden und weil die Zukunft von Beton oft berechenbar sei, so Hauser, hofft die Denkmalpflege auf den „Trend“ der Nachhaltigkeit. Man hat das energetische Problem der ‚big brute buildings‘ zwar verstanden, macht es mittlerweile aber nur anders, nicht besser. Es braucht neue Köpfe, die logisch, zeitgenössisch und energetisch denken und der Denkmalpflege ein neues, nachhaltiges Korsett anschnüren. Hier spricht Walter Hauser als starke Stimme aus dem Publikum den Gastgeber, die Universität Innsbruck als Ausbildender, direkt an.

Neben der Nachholung der wissenschaftlichen Aufarbeitung, der Beurteilung möglicher Denkmäler und der Auseinandersetzung mit ihren Werten, ist die Denkmalpflege zudem dafür zuständig, mit ihrer sachlichen

Fachmeinung die breite Öffentlichkeit zur berechtigten Bewahrung zu überzeugen. Hier stieß sie zumal auf harte Fronten, denn diese allgemeine städtebauliche Abwendung von den ‚big brute buildings‘ hat sich über mehrere Generationen gezogen. Die damalige massive, teils schwerfällige Bauweise wäre heute finanziell und aus behördlichen Gründen teils nicht mehr realisierbar und ist deshalb für viele nicht mehr nachvollziehbar. Diese Uneinsichtigkeit überwiegt gegenüber der Wahrnehmung ihrer architektonischen Qualitäten und führte schließlich zur überspitzt formulierten Verdammnis der Bauten. Der teils negativ behaftete Begriff „Brutalismus“ und seine Benutzung bestätigt die Stimmen der Gegner zudem. Klaus Tragbar benannte schon zu Beginn des Abends die unglückliche Transformation des Wortes Sichtbeton aus dem Französischen ‚béton brut‘ und die damit einhergehende fragwürdige Herleitung des Begriffs Brutalismus. Viele assoziieren die Ehrlichkeit der brutalistischen Bauten nicht mit dem damaligen kulturkritischen Neudenken und Aufschwung und der Eigenständigkeit dieser Baukultur.³ Die unbehaglichen „Betonmonster“ – für viele der Sündenbock für die Entstehung von Ghettostädten. Ihre Architektur stigmatisiere, was auf sozialpolitischer Ebene falsch gelaufen sei. Dass der damalige Umgang mit Beton, beispielsweise die Vorfabrikation, revolutionär und die Verarbeitung oft von ausgesprochener handwerklicher Qualität war, übersieht das kritische Auge zu gern. In diesem Zusammenhang betont Hilde Strobl wiederum, dass es wichtig sei, bauliche Zeitzeugen stets von zwei Seiten zu betrachten: zum einen aus dem heutigen Blick auf die Vergangenheit, zum anderen aus der bauzeitlichen Perspektive selbst. Das Labelling empfindet sie nicht wirklich als Problem. Wenn der Begriff Brutalismus so abschreckend ist, sollte man sich die Frage stellen, wen er überhaupt abschrecken will. Sie findet nicht jene Bauten „brutal“, sondern den Umgang damit. Beiträge, wie das Buch *Brutalismus in Österreich 1960–1980 – Eine Architekturtopografie der Spätmoderne in 9 Perspektiven*, spielen hierbei eine wichtige Rolle, weil es neben Information auch eine vertiefte Auseinandersetzung mit den fremdartigen Bauten bietet. Mahringer hofft auf Alois Riegls Einschätzung, dass sich der Zeitgeschmack und somit auch der ästhetische Blick der Öffentlichkeit zugunsten der brutalistischen Bauten ändern werde. Die Aufgabe der Denkmalpflege und Wis-

senschaft ist es, die Zeit bis dahin zu überbrücken und Bauten zu schützen, deren Wert heute vielleicht noch nicht voll erkannt wurde.

Endnoten

- 1 Vgl. Johann Gallis /Albert Kirchengast (Hg.), Brutalismus in Österreich 1960–1980. Eine Architekturtopografie der Spätmoderne in 9 Perspektiven, Wien 2022, S. 13.
- 2 Gallis/Kirchengast, Brutalismus in Österreich, 2022, S. 33.
- 3 Vgl. Gallis/Kirchengast, Brutalismus in Österreich, 2022, S. 19.

Bibliographie

Gallis/Kirchengast, Brutalismus in Österreich 1960-1980, 2022.
Johann Gallis und Albert Kirchengast: Brutalismus in Österreich 1960-1980. Eine Architekturtopografie der Spätmoderne in 9 Perspektiven, Wien 2022

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Fotos © Institut für Baugeschichte und Denkmalpflege (bg+d), Universität Innsbruck

Titel

Katharina Kienzl, Entstehung, Verdammnis, Resurrektion – über den jetzigen Umgang mit ‚brutalistischen Bauten‘, in: kunsttexte.de, Nr. 1, 2023 (4 Seiten), www.kunsttexte.de.

DOI: <https://doi.org/10.48633/ksttx.2023.1.94353>